Die Vogelscheuche.

Erzählung von A. Groner.

Veit Goelstrupp war ein Geizhals, ganz sicher war er ein Geizhals. Es hat ihm schon in tiefster Seele weh, wenn ein Sperling vor seiner Thüre ein Körnchen fand, es regte ihn auf, daß die Natur so verschwenderisch mit dem Lichte und mit dem Raume umging, daß sie sich überall unsinniger Vergeudung schuldig machte, denn — wuchern nicht auf Weg und Steg, selbst auf den Feldrainen, nach denen Niemand fragte, ja, sogar auf den Schilfdächern der Dorfhäuser tausend und abertausend Pflanzen, die Keinem gehörten, die Keinem nützten?

Auf Veit Goelstrupps Grunde wuchs freilich fast nichts. Ringsum sein halbverfallenes Haus dehnte sich steiniger Boden — nur vor der altersschwachen Vorderseite des düsteren Baues zog sich, zwischen ihm und dem Wege, der daran vorüberführte, ein schmaler Streifen Ackerlandes hin. Irgend ein Vorfahr des Geizhalses hatte ihn der Haide mit Müh' und Noth abgerungen. Auf diesem Acker stand jahraus, jahrein eine Vogelscheuche. Sie war ein Scheusal. Ganz besonders gräulich war ihr Kopf. Seine Entsetzen erregende Häßlichkeit war nicht für die Thiere so sein herausgearbeitet — sie erfüllte ganz gut ihre Bestimmung, die Nachbarn zu verscheuchen. Jeder ging der unsäglich häßlichen Fratze mit den gefletschten Zähnen, den leeren Augenhöhlen, dem wehenden, fahlgrauen Werghaar aus dem Wege.

Goelstrupp aber trieb völlig einen Götzendienst mit ihr. Mit Grauen und Abscheu bemerkten die Leute zuweilen, wie er sie umschlich, sie untersuchte, stützte, und ihr geradezu zärtlich begegnete. Und einmal, es war während eines Herbststurmes gewesen, sah Peter, des Metzgers Knecht, daß der Geizhals vor dem Popanz kniete und ihn mit seinen Armen umfing, und er hörte ganz deutlich, wie der Alte dem Sturme fluchte und irgend welche übersinnliche Macht um die Erhaltung der Vogelscheuche anflehte. Gott kann es natürlich nicht gewesen sein, dem Goelstrupp seine leidenschaftlichen Bitten zurief, denn der schlechte Alte hatte niemals mit Gott etwas zu thun gehabt, das bewies sein ganzes Leben.

Nachdem Peter berichtet hatte, was er wahrgenommen, war man im Dorfe einig darüber, daß Goelstrupp mit dem Bösen im Bunde sei. Was sollte sonst die unheimliche Vogelscheuche zu allen Jahreszeiten vor seinem Hause, vor welchem sie kaum im Sommer etwas zu schützen hatte — wenn sie nicht schlimmer Zwecke halber dastand?....

* * *

Um Veit Goelstrupps unsinnig scheinendes Beginnen verständlich zu machen, müssen wir ein Ereigniß berichten, welches Monate vorher stattgefunden, ehe Peter seine Wahrnehmung gemacht.

Ein stiller Frühlingsabend liegt über der Lüneburger Haide. Die schwarzkrausen Haidschnucken werden den Schäfereien zugetrieben, über dem unabsehbaren, welligen Boden liegt ein tiefrother Schein. Die letzten Sonnenstrahlen nehmen süß-traurigen Abschied von der Erde. Stärker duften die Blumen, über welche die Bienen, schwer beladen mit Blüthenstaub hinfliegen. Der Abendwind streicht durch das Schilf, welches sich da und dort aus dem Sumpfe erhebt. Leise kommt die Dunkelheit heran. Am tiefblauen Himmel glänzt nun der Abendstern und die Mondsichel leuchtet. Jetzt steigen weiße Nebel aus dem Boden und es ist plötzlich empfindlich kalt geworden. Stiller als irgend wo anders ist es um Goelstrupps Haus, darin der ewig aufhorchende Geizhals neben dem Fenster kauert und starr nach dem Monde hinausblickt. Er will so viel als möglich von ihm haben. Tiefes Dunkel herrscht in dem kahlen Zimmer; heute gibt es kein Licht hier, man braucht kein kostbares Oelflämmchen, wenn der Mond am Himmel steht.

Jetzt schrickt Goelstrupp zusammen. Er hört ein Geräusch draußen. Eine Katze kann es nicht sein, die es verursacht; Katzen sind nur dort, wo es Mäuse gibt, solche aber hat es hier niemals gegeben, seit Goelstrupps Geiz allein im Hause waltet, denn es fiele auch nicht ein Brotkrümchen für sie ab. Der Alte hat also ein Recht, zu zittern; denn nur ein Mensch kann da draußen sein, die Menschen aber sind seine schlimmsten Feinde — wenn einer von ihnen zum anderen kommt — dann will er etwas von diesem. Was aber kann man von ihm wollen? Sein Geld — und — der es haben will, der hat auch Absichten auf sein Leben, denn nur mit diesem gibt Goelstrupp sein Geld her — das kann Jeder wissen.

Mit schlotternden Beinen erhebt er sich und preßt sein Gesicht an die schmutzige Fensterscheibe. Ein halberstickter Wuthschrei entringt sich seiner Kehle. Ein Bettler steht draußen, ein uralter, einäugiger Mann mit grauem, wehenden Bart und pfahldürren Armen. Er ist kaum mit einigen Fetzen bekleidet. Er macht sich an der Vogelscheuche zu thun, an diesem Scheusal, das trotz Goelstrupps Geiz noch immer bessere Kleider hat, als der unter dem Nachtfroste bebende Greis.

Jetzt hat es mit des Geizhalses Furcht ein Ende. Mit einem Sprunge ist er an der Thüre, in welcher der schwere Schlüssel knarrt, stürmt durch den Flur, reißt Ketten und Riegel von dem Thore und faßt auch schon den armseligen, den entsetzten Dieb am Arme.

Ein leiser Schrei und der Greis sinkt, von Goelstrupps knochiger Hand getroffen, mit blutigem Antlitz zu Boden. Er klagt, er droht — das ist sein Tod; denn mit Blitzesschnelle überlegt Goelstrupp, was er zu gewärtigen hat, wenn man ihn ob seiner Gewaltthat vor das Gericht bringt. Sein Haus, sein Schatz, sie sind dann allein, unbehütet, verloren. Ja! Sicherlich wird einer von seinen Feinden — und Alle sind seine Feinde — den Weg zu seinem Gelde finden. — — Das Blut wallt Goelstrupp heiß auf bei diesem Gedanken und wüthender Grimm faßt ihn an.

Der Bettler hat sich aufgerichtet, er hat dazu die Vogelscheuche benützt, er hält sich an dem Pfahl, auf welchem sie baumelt und schwankt, da streckt ihn ein zweiter Schlag nieder.

„Dieb! Verräther! Stirb!" zischt ihm Goelstrupp zu.

Des Bettlers eines Auge starrt verglasend zu ihm auf, seine Hand rüttelt an der verfluchten Popanz, dessen halben er sterben muß und grausig deutlich klingt seine Stimme durch die Stille. „Sie wird mich rächen. Und wenn sie fällt, wirst Du sterben."

Der Geizhals schaudert; nicht über den Mord, den er verübt, nur über die Prophezeiung, die wie ein giftiger Wurm fortan in seiner Seele nisten wird. — —

Am anderen Morgen zeigt sich neben der Vogelscheuche eine Stelle am Boden, an welcher die Erde dunkler und lockerer als ringsumher ist. Veit Goelstrupp hat trotzdem keine Entdeckung zu fürchten; an seinem Hause kommt ja Niemand vorbei, der des fremden Bettlers Grab gewahren könnte.

Als es nach all Dem Hochsommer geworden, bemerkt Goelstrupp, daß an der bewußten Stelle die Kartoffelbüsche weit üppiger stehen, als ringsum; — er schaudert nicht, er freut sich der reicheren Ernte.

Eines aber macht ihm nie rastende Sorge, dieses Eine ist die Vogelscheuche.

Nun wissen wir, warum sie Goelstrupp so sehr ins Herz geschlossen hat, warum er sie in gefahrdrohenden Stunden selbst mit seinen Armen stützt, warum er die Stürme haßt und fürchtet und um die Erhaltung seiner Vogelscheuche betet, wie ein Anderer um sein Leben fleht.

* * *

Ein Jahr ist nahezu vorübergegangen seit jener mordbefleckten Frühlingsnacht. Noch immer steht das Scheusal, nicht Schnee noch Regen hatten es zermürbt, der Frost es nicht zersplittert, die Stürme es nicht gebrochen. Nur eine sichtliche Veränderung ist damit vorgegangen. Langsam, unvermerkt hat sich das gräuliche Gesicht, das früher dem Wege zugekehrt gewesen, nach dem Hause hingewendet. Es schaut nun in Veit Goelstrupps Fenster hinein. Immer sieht der Geizhals das gräßliche Gesicht vor sich, das dem des Bettlers durch einen seltsamen Umstand recht ähnlich geworden ist.

Ein Wespennest füllt jetzt die eine Augenhöhle aus, und so ist also auch die häßliche Larve einäugig geworden; — Goelstrupp schaudert, oder schreit auch in toller Wuth auf, wenn sie ihn zwingt, unabwehrbar zwingt, nach ihr hinzusehen, oft erhebt er die Fäuste, als wolle er sie zerschmettern; aber er schlägt doch niemals nach ihr, ganz im Gegentheil stürzt er nach solchen Wuthanfällen zu ihren Füßen hin und umschlingt sie voll sieberhafter Zärtlichkeit und dabei stehen ihm Thränen in den Augen und seine Knie schlottern.

Und einmal — einmal ist er bis zum Sterben erschrocken, denn die Vogelscheuche wankte trotz aller Stützen vor seinen Augen — es geschah das an einem stillen, schönen Frühlingstag; kein Lüftchen regte sich und doch, und doch wankte die Vogelscheuche. Der Geizhals sah des Gemordeten Hand an ihr rütteln; an hungernde, Alles benagende Feldmäuse dachte er nicht. Von jenem Tag an ging es mit Veit Goelstrupps schon seit einem Jahre wankender Gesundheit jäh bergab.

Es ist eine mondhelle Juninacht. Goelstrupp liegt in fieberhafter Unruhe auf seinem armseligen Bette. Er trinkt Wasser, viel Wasser, es kostet ja nichts. Der Durst, die Hitze, die Wirrnisse in seinem Kopfe werden nicht geringer. Angstvoll starrt er nach der vergitterten Fensterlücke. Jetzt fährt er auf, er brüllt, er winselt. Aus der einen Augenhöhle der Vogelscheuche, die ihn eben vorhin noch so todtenhaft angestarrt, glüht ihm jetzt ein Auge entgegen. Die Fetzen an des Popanzes Armen flattern, winken und jetzt — jetzt neigt sich die Vogelscheuche vornüber und fällt mit lauter Krachen zu Boden.

Veit Goelstrupp stößt einen gellenden Schrei aus, der in einem Stöhnen endet; dann sinkt er, vom Schlag gerührt, zurück....

Am nächsten Tage freut sich Goelstrupps Nachbar darüber, daß der Popanz endlich gefallen ist; da er ihn näher untersucht, sieht er, daß die Stange, die ihn trug, unten frisch abgenagt ist und—daß ein Johanniswürmchen aus der leeren Augenhöhle kriecht. Tage hernach erst weiß man, daß der Geizhals gestorben ist. Sein Haus wurde später feilgeboten, doch wollte es keiner an sich bringen, denn man hatte auch des Bettlers Grab entdeckt. So fiel denn das Haus langsam der Zerstörung anheim, die Wetter und Wind darüber verübten, und nach Jahren standen nur noch seine Hauptmauern da. Das Dach war eingestürzt und alles Holzwerk vermodert; die Sonne schaute in alle Winkel und der Regen näßte die verfaulten Dielen; der Wind trug Erdreich herzu und von irgend woher kam Samen, welcher keimte und sprießte und fröhlich aufging. Wozu? Für wen?

Wenn Veit Goeltrupps Seele zurückzukehren vermochte, dann hat sie gewiß bitter gelitten, denn es herrschte jetzt an dem Orte, an welchem früher mit Allem gespart worden war, die unsinnigste Verschwendung.

Es war, als wolle die allgütige Mutter Natur die letzte Erinnerung an die Verirrungen und Unthaten eines ihrer Söhne verwischen. So viel blühende Pracht, so reich pulsirendes Leben hatte sie um die Trümmer dieses gemiedenen Hauses entstehen lassen und wie Verklärung, jeden Winkel durchsättigend, lag darüber lieber, goldener Sonnensein.

— Instructionsstunde. Sergeant: „Wenn Sie z. B. mit Ihrer Braut im Restaurant sitzen, Müller, wo alle Plätze besetzt sind und ich komme dort mit meiner Braut hinein, was machen Sie da?" — Müller: „Das vorgeschriebene Honneur!" — Sergeant: „Unsinn! Dann machen Sie, daß Sie hinauskommen!

— Das billigste Costüm. „Papa, ich brauche Geld, ich will mir ein Costüm zum Maskenball machen lassen." „So? Als was willst Du denn gehen?" „Als Schwalbe." „Das ist eine kostspielige Idee! Weißt Du was: stopf' Dir Watte in die Ohren und geh' lieber als Taube!"

Die Kunst des Schauspielers.

Coquelin, der berühmte französische Schauspieler, hat sich jüngst in der „Ill. Revue" über „Die Kunst des Schauspielers" ausgesprochen und kommt dabei auf den Naturalismus in der Schauspielerkunst, der sich auf der Bühne leider in der verschiedensten Weise breit macht, zunächst im sogenannten „natürlichen Sprechen. Coquelin hat da wieder einen sehr hübschen Sinnspruch: „Das Artikuliren, deutlich Sprechen ist die Höflichkeit des Schauspielers, wie die Pünktlichkeit die der Könige". Und er begründet den Gedanken auch. „Reden Sie mir nicht von der Natürlichkeit derer, welche deutlich zu sprechen für überflüssig halten, welche vor den Zuschauern wie bei Tische sprechen, sich unterbrechen, sich verbessern, sich wiederholen, ihre Worte wie einen Cigarrenstummel kauen... Das Theater ist kein Salon. Man spricht nicht zu fünfzehnhundert Zuschauern in einem Theatersaale wie an der Ecke seines Kamins. Wenn man seine Stimme nicht erhöht, hört man einen nicht; wenn man nicht deutlich spricht, wird man nicht verstanden." Ein Schauspieler könne sich durch das leidige „Natürlichsprechen" (kein Wort höher als das andere, Verschlucken der letzten Worte, abkürzen, wiederholen u. s. w.) einen gewissen Ruf machen, aber wenn das Stück mehr interessire, als er, so könne es ihm übel ergehen. Er sei überdies zum Spielen der Eintagsstücke verdammt, im Gegensatze zu denen des guten Repertoirs. Es gibt keine Kunst ohne Stil."

Gegen Ende seines Aufsatzes macht Coquelin die sehr weise Bemerkung: „Es ist dieses Schaffen lebender Typen, welches aus der dramatischen Kunst die menschliche Kunst in hervorragendem Sinne, aus dem Theater das ausgesuchteste Vergnügen macht, dasjenige, welches die Massen am mächtigsten erschüttert, welches den Feinschmeckern die köstlichsten Genüsse gewährt. Und diese dramatische Kunst muß, meinem Gefühl nach, eine Kunst bleiben, d. h. den Ausdruck der Wahrheit mit dem Duft der Poesie, mit dem Vorgefühl des Ideals verbinden, und eben darum erscheint mir der Naturalismus auf dem Theater als ein Irrthum. Uebrigens will das Publikum auch gar keinen Naturalismus. Es wird sich immer gegen die grelle Wirklichkeit, gegen die schmutzige Häßlichkeit sträuben. Selbst bei den schlechten oder gemeinen Persönlichkeiten will es einen Funken von Kunst...." Was sei denn überhaupt das Natürliche in der Kunst? Der Begriff werde verschieden gefaßt, je nach den Zeiten und Ländern. Garrick habe die französischen Schauspieler nicht naturalistisch genug gefunden. Talma führte die „Natürlichkeit" in die Tragödie ein; das sei das Geheimniß seines Erfolges gewesen, aber sei das die Natürlichkeit der heutigen Naturalisten gewesen? — Gewiß nicht. Irving sei ein geistiger Nachfolger Garricks, und doch fänden nun wieder die Franzosen, daß er nicht natürlich genug sei.

Der Verfasser führt diesen Gedanken in interessanter Weise durch, wobei das „larmoyante Naturell der Deutschen" mit ihren „philosophischen Affectationen" allerdings nicht gut wegkommt und mit dem „Naturell Diderots" und dem der empfindsamen französischen Schule am Schlusse des vorigen Jahrhunderts verglichen wird. Zum Schluß ein paar Coquelin-Anekdoten, welche den Naturalismus auf der Bühne mit ihrer eigenartigen vergrößernden Optik und dem von unten, statt von oben, kommenden Licht vielleicht besser kennzeichnen, als eine lange theoretische Abhandlung. Eines Abends hat unser Schauspieler in einem Provinzialtheater den Annibal in der Augier'schen Aventurière zu spielen. Er hatte die Nacht im Eisenbahnwagen verbracht, den Tag über geprobt und einen ermüdenden Ausflug gemacht, kurzum, er war müde, und da er am Schlusse des zweiten Akts den Trunkenen zu spielen und einzuschlafen hatte, so schlief er — und er schämt sich dessen noch heute! — thatsächlich ein. Die Kritik fand tags darauf, daß er ohne Wahrheit geschnarcht und übertrieben habe, kurzum, daß er nicht — natürlich gewesen sei. Die andere Geschichte ist fast noch lehrreicher, die des Marktschreiers und des Bauern. Der Gaukler ahmt das Quieken des Meerschweinchens nach und man klatscht ihm Beifall. Der Bauer will es besser machen, nimmt ein echtes Meerschweinchen unter seine Blouse und kneift es heimlich. Es schreit, aber man zischt den Bauer aus. „Das kommt daher", schreibt Coquelin, daß sich diese Begebenheit auf den Brettern zutrug ...Das Schweinchen schrie zweifellos sehr gut, aber es schrie ohne Kunst. Und das ist der Irrthum des Naturalismus: er will immer die Schweinchen schreien lassen."

Berühmte Bilder und ihre Preise.

Der „Daily Graphic" in London berichtet: Lord Dudley, der sich schon wiederholt als findiger Geschäftsmann erwiesen hat, indem er vor beiläufig fünf Jahren der deutschen Regierung seinen Fra Angelico für 10,000 Pfund und sodann dem Herzoge von Aumale Raphaels „Drei Grazien" für 25,000 Pfund verkaufte, hat soeben wieder ein hübsches Sümmchen in's Trockene gebracht. Turners „Canal Grande" ging nämlich für 20,000 aus seinem Besitz in jenen des Mr. Vanderbilt über. Turner selbst hatte dieses Bild im Jahre 1860 für 2520 Pfund an Mr. Gambert verkauft, der es seinerseits an Mr. S. Mendel weiter gab. Als die Gallerie des letztgenannten Herrn unter den Hammer kam, erstand der verstorbene Lord Dudley das Bild für 8000 Pfund. Der Sohn des alten Herrn hat also wirklich kein schlechtes Geschäft gemacht. Mr. Vanderbilt ist übrigens gewöhnt, bei den Erwerbungen für seine Gallerie mit großen Ziffern zu operiren. Es wird beispielsweise versichert, daß er der Königin Viktoria für Meissoniers „Die Streitenden" auf vertraulichem Wege 100,000 Pfd. geboten habe, und er soll sehr erstaunt gewesen sein, als die Ablehnung dieses Angebots zeigte, daß der Dollar doch nicht immer allmächtig sei. Napoleon III. hatte dieses Bild, das er dem Prinz Gemahl geschenkt, seinerzeit von Meissonier für 1000 Pfund gekauft.

Bei dieser Gelegenheit wird es vielleicht interessiren, die exorbitanten Preise kennen zu lernen, zu denen einige berühmte Bilder ihre Besitzer wechselten. Die Ziffer, zu der Millets „Angelus" emporgetrieben wurde, ist bekannt. Die National-Gallerie in London zahlte für Raphaels Madonna aus dem Hause Aldobrandini 70,000 Pfund. Die französische Regierung erwarb den Murillo des Marschalls Soult um 33,400 Pfund für die Louvre-Gallerie, und Mr. Wanamaker von Philadelphia zahlte für Munkaczys „Christus vor Pilatus" vor 3 Jahren 20,000 Pfund. Albrecht Dürers Porträt von Holzschuher vom Jahre 1526 brachte in Deutschland einen ähnlichen Betrag ein, und für Raphaels „Madonna mit dem Leuchter" wurden im Jahre 1876 20,475 Pfund gezahlt. Ferner erwarb die Nationalgallerie in London 1857 vom Grafen Pisani Paolo Veroneses „Familie des Darius" für 13,650 Pfund und vom Herzog von Marlborough das Porträt Karls I. von Van Dyck für 17,500 Pfund. Van Dyck hatte für dieses Bild seinerzeit 200 Pfund gefordert, aber nur 100 erhalten. Mr. Thwaites zahlte für Reynolds „Die Geschwister Waldegrave" 13,500 Pfund, der verstorbene Mr. Stewart, der Manufacturwaaren-König von New York, für Meissoniers „1807" 12,000 Pfund, ein anderer Amerikaner für Peter des Hoveh's „Interieur" 11,040 Pfund. Im Jahre 1876 brachte Gainsboroughs „Herzogin von Devonshire" 10,600 Pfund nachdem Mr. Ellis, der bekannte Sammler für dieses Bild, 65 Pfund gezahlt hatte. Lord Rothschild erstand Bouchers „Frau v. Pompadour" für 10,395 Pfund, und ein deutscher Sammler Gainsboroughs „Mrs. Hibbert" für 10,000 Pfund.

Rumänische Räuberromantik.

In dem von der Donau bespülten Landstrich der Dobrudscha, zwischen den Städten Tulcea und Macin, treibt — so schreibt man aus Rumänien — seit mehr denn zwei Jahren ein Räuber Namens St. Leczinski in einer Weise sein Unwesen, daß man ihn mit Fug mit berühmten Räubern wie Rosza Sandor u. A. vergleichen kann. Leczinski ist von seltener Unerschrockenheit und greift oft aus zehn bis zwölf Personen bestehende Reisekarawanen ganz allein an. Seine Waffe, von der er nur im Falle der Nothwehr, d. h. wenn er Gefahr für sein Leben sieht, Gebrauch macht, ist ein kurzer Hinterlader, den er für gewöhnlich unter seinem Bauernrock verborgen hält. Er ruft seinen Opfern gewöhnlich von einem Hügel herab aus geringer Entfernung zu, sie sollten Alles, was sie an Geld oder Geldeswerth besitzen, auf einen Haufen legen und dann friedlich ihres Weges ziehen, eine Aufforderung, der gewöhnlich Folge geleistet wird, weil Leczinski, der als vorzüglicher Schütze bekannt ist, hierbei sein Gewehr sehen läßt. Im Jahre 1888, es mag im Juli gewesen sein, war ich gerade in Tulcea, als der Räuber in der Nähe der Stadt auf drei wohlbewaffnete Reisende gestoßen war. Einer derselben, ein gewisser Pappadat, ein junger Kaufmann aus Tulcea, legte, als Leczinski die Reisegesellschaft anfiel, auf ihn an, sank aber im selben Augenblick, von der Kugel des Banditen in's Herz getroffen, todt zu Boden.

Der Räuber hat im vorigen Jahre den „Befehl" ertheilt, daß Niemand es wagen möge, eine Reise in „seinem Bezirke" zu unternehmen, der nicht das „ihm nöthige" Reisegeld mitführe. Im Verkehre mit seinen „Clienten" entwickelt er, wenn sie sich nicht widerspenstig zeigen, viel Humor und zeigt auch ein gutes Herz, da er viele Arme reichlich beschenkt. Die Behörde von Tulcea hatte ihn schon einmal in, wie es schien, sicherem Gewahrsam und ließ ihn, nachdem sie ihn durch Aushungern gefügig gemacht, photographiren. Leczinski lächelte dabei verächtlich, und kurze Zeit darauf blieb das Gefängniß von Tulcea im Besitze der Photographie — das Original war wieder ausgeflogen. Ich habe das Bildniß dieses Räubers in Händen gehabt, seine Züge haben nichts Besonderes, er sieht wie ein verschlagener rumänischer Bauer aus, ein gewöhnliches von Vollbart umrahmtes Gesicht, aus dem listige Augen hervorleuchten. Die rumänische Regierung sandte im vorigen Jahre eine große Abtheilung Militär zur Einbringung Leczinskis ab.

Da aber die Truppen gewöhnlich unter Hörnerklang und Trommelschlag die Spur des Räubers verfolgten, so konnte sich dieser stets gemächlich in die Schlupfwinkel jener sumpfreichen Gegend zurückziehen. Das Einfangen des Räubers ist auch deshalb schwierig, weil die Bauern jener Gegend theils aus Furcht vor der Rache des Uebelthäters, theils aus Aberglauben, weil sie ihn im Besitze gegen Tod schützenden Talismans glauben, endlich auch weil sie auch von ihm beschenkt werden, ihre Mithilfe versagen. Wird es Leczinski in seinem Reiche zu eintönig, so begiebt er sich nach Galatz oder Braila zu Besuch. Dort findet er in den Schänken guten Wein, den er gut bezahlt. Beim Abschiede giebt er sich gewöhnlich zu erkennen. Nach der bisherigen Erfolglosigkeit der Bemühungen der Behörden zu schließen, wird es kaum so bald gelingen, des Uebelthäters habhaft zu werden, der nach seinem Aufenthalte im Gefängniß von Tulcea, wo er, wie landesüblich, mehr Prügel als Essen bekam, sehr vorsichtig geworden ist. Manchmal verschwindet er für die Dauer von einigen Monaten vom Schauplatz seiner Thätigkeit; es heißt, er begebe sich dann auf Erholungsreisen nach Bessarabien oder nach Konstantinopel.

Lebensweisheit.

Wenn die Freunde Gutes von Dir sagen,
Wird wohl Mancher: „Darf man's
glauben?" fragen;
Aber lästert Dich der Feinde Schaar,
Fragt kaum Einer: „Ist es denn auch
wahr?"

— Originelle Dankbarkeit. „Donnerwetter, Pumper, Sie sind einmal fein heraus! Dieser Anzug ist wahrhaft comme il faut!" — „Ja, schau' mein Lieber! Sämmtliche Schneider hier haben mir aus Dankbarkeit, weil ich dieses Jahr Nichts bei ihnen bestellte, diesen Anzug zum Präsent gemacht!"

Die Kaiserin Augusta

besaß, all die Verdienst-Orden mit eingerechnet, vierzehn große Dekorationen, die meisten in Brillanten. Die Kette vom Schwarzen Adler-Orden geht an das Kapitel zurück mit der eingravirten Inschrift, daß die Kaiserin Augusta dieselbe vom 18. October 1861 an getragen hatte. Desgleichen besaß, wie die „Post" berichtet, die Kaiserin die einzig bestehende Dekoration des Schwanen-Ordens: diese hatte König Friedrich Wilhelm VI. bei der Wiederbelebung des Ordens als Geschmeide für seine Gemahlin Königin Elisabeth anfertigen lassen und dabei bestimmt, daß jedesmal die Gemahlin des Königs es trage. Aus dem Besitze der Königin Elisabeth ging die Kette in den der Kaiserin Augusta über. Die Form der Kette ist ganz in den christlichen Symbolen des Mittelalters gehalten. Die Kette besteht aus achtzehn Gliedern, jedes in der Form eines Geißel-Instruments, zwei gegenüberstehenden Sägen, zwischen denen sich ein rothes, von diesen eingezwängtes Herz befindet, das Reue und Buße bedeuten soll. Als Kniestück befindet sich daran das Bild der heiligen Jungfrau. Unter diesem hängt das eigentliche Ordens-Symbol, ein Schwan als Symbol der Reinheit des Herzens ebenso wie die an demselben angebrachte weiße, unbefleckte Taube ebenfalls ein Sinnbild der Reinheit des Herzens darstellen soll. Die Glieder an dieser Kette sind von Gold, die Herzen von Rubinen das Bild der Mutter Gottes von Diamanten, ebenso der Schwan und di Taube.

Interessant möchte die Thatsache sein, daß noch eine echte Ordenskette des Schwanenordens existirt. Sie rührt aus dem Domschatze in Basel her, dem sie wahrscheinlich durch den Bürgermeister Roth, der Ritter des Schwanenordens war, vermacht worden ist. Aus einer Auktion erstand sie der damalige Bundestagsgesandte von Nagler, der sie dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm als Geschenk verehrte. In dem Krontresor soll sich ebenfalls ein Exemplar befinden. Ob es die erwähnte Originalkette ist oder eine Kopie derselben, entzieht sich unserer Kenntniß. Welch eifrige Zeitungsleserin die Kaiserin Augusta gewesen, dürfte vielleicht Wenigen bekannt sein. Zu Lebzeiten Kaiser Wilhelm's waren ihr von dem Gemahle die Zeitungen gleichsam als ein Decernat zugewiesen, da der Kaiser nicht Zeit hatte, sich eingehend mit Zeitungslektüre zu befassen, und sich daher auf die Zeitungsausschnitte aus dem Ministerium beschränken mußte. Aber die Kaiserin las für den Gemahl die Zeitungen aller Parteistellungen, inländische wie ausländische, und machte ihn, wenn er Vormittags zu ihr kam, auf Wichtiges und Interessantes aufmerksam. Besondere Aufmerksamkeit widmete die Kaiserin den Berliner Lokalnachrichten, um sich über alles, was in der Hauptstadt vorging, auf dem Laufenden zu erhalten. Besonders lag ihr das Asyl für Obdachlose am Herzen. Noch am Freitag Abend vor ihrem Tode ließ sie sich wieder den Lokalbericht vorlesen und fragte dann, ob keine Notiz über das Asyl und die Zahl derer, die dort Obdach gefunden, in der Zeitung stehe. Die Vorleserin suchte vergebens. „Schade," sagte sie, „ich bin nicht zufrieden, wenn ich nicht weiß, daß dort recht viele ein Unterkommen gefunden haben. Es bedrückt mich förmlich." — „Doch, doch, Ew. Majestät," sagte plötzlich die Vorleserin. „Hier finde ich die Notiz." Sie las diese. Die Zahl derer, die das Asyl aufgenommen hatte, war beträchtlich. Da athmete die Kaiserin wie erleichtert auf; über ihre Züge ging ein Ausdruck unendlicher Zufriedenheit, und von ihren Lippen kamen die Worte: „Wie gut ist das! Nun werde auch ich dieser Nacht ruhig schlafen!"

Ein interessanter Proceß.

Die Komiker der Provinzialbühnen besitzen das Privilegium, bei ihren Reclamen durch die Einwendungen des guten Geschmackes nicht gestört werden zu dürfen; aber auch ein Versuch der Polizei, solchen Manifesten von Lieblingen der Galerie den Stempel des „groben Unfugs" aufzudrücken, ist durch gerichtliche Entscheidung zurückgewiesen worden. Am 23. August v. J. wurde von der danziger Polizei ein Placat von den dortigen Anschlagsäulen entfernt, durch welches ein Komiker des Wilhelmtheaters zu seinem Benefiz in folgender Form einlud:

„Steckbrieflich wird jeder Freund und Bekannte verfolgt, der nicht am Sonnabend, den 24. August 1889, zum Abschieds-Benefiz für den Universal-Humoristen im Wilhelmtheater erscheint.

Vatermörder, Frack und weiße Weste ist nicht nöthig.

Todtlachen wird sich jeder, der kommt; 500 Mark will ich garnicht einnehmen; aber eine große Freude würde es für mich sein, wenn sich alle Freunde und Bekannte daran betheiligten und sich schon vorher Billets kauften.

Um vielfaches Beileid bittet
Mariot, Komiker."

Der Pächter der Anschlagssäulen übernahm die Vertretung der Veröffentlichung, erhielt zunächst ein Strafmandat in Höhe von drei Mark und, da er dem gegenüber auf gerichtliche Entscheidung antrug, eine Anklage wegen groben Unfugs. Gegen das freisprechende Urtheil des Schöffengerichts hatte die Amtsanwaltschaft Berufung eingelegt, welche nach eingehender Berufung die danziger Strafkammer verworfen hat, da der Gerichtshof erklärte, eine Handlung sei nur dann als grober Unfug zu bezeichnen, wenn durch dieselbe das Publikum gefährdet oder in ungebührlicher Weise belästigt werde. Dieses treffe jedoch hier nicht zu, denn jeder, der das Placat genauer angesehen hätte, würde wahrscheinlich lachend weiter gegangen sein. Auch in dem Umstande, daß sich vielleicht zahlreiche Personen um die Säulen versammelt und die Passage gehemmt hätten, könne ein grober Unfug nicht gefunden werden, da sonst gegen jeden Kaufmann, dessen Schaufenster die Vorübergehenden zum Stehenbleiben veranlasse, dieselbe Anklage erhoben werden müßte.

Vom spanischen Königskinde.

Eine rührende Episode aus der Krankheitsgeschichte des kleinen Königs von Spanien wird im Figaro erzählt. Am dritten Tage nach der großen Krise, als die Aerzte am Lager des Kranken Consilium hielten, erhob sich der kleine König — es war 4 Uhr Morgens — in seinem Bettchen und verlangte sein—Spielzeug. Nun fehlten aber einige der besten Stücke und das war so gekommen: Am Dreikönigstage ist es Sitte, daß die Reichen den Armen Geschenke schicken, und besonders die Königin-Regentin befolgt diesen frommen Brauch mit großer Freigebigkeit. Auch diesmal hatte sie Riesenkörbe voll Geschenke aller Art durch ihre Palastdamen in die Armenquartiere der Stadt senden lassen. In einer bescheidenen Behausung hatten die Sendboten der Königin manchen guten Leckerbissen gelassen und wollten sich eben entfernen, als das kleinste der Kinder, ein etwa vierjähriger Junge, trotzig rief: „Und mir schickt die Königin kein Spielzeug!" Die Sache war bei Hof getreulich erzählt worden und Königin Christine entnahm dem Spielzeugschranke ihres Söhnchens sofort einige der Stücke und schickte sie dem kleinen Bettlerjungen. Als nun der kranke König sein Spielzeug verlangte und über dieses Wiedererwachen der Lebenslust Alles froh aufjauchzte, hieß es im ganzen Königspalaste, daß sei der Lohn für die herzinnige Wohlthätigkeit der Königin, die den Wunsch eines armen fremden Kindes sofort erfüllt hatte.

Im Uebrigen gilt der junge König in Madrid als ein gutmüthiges, wenn auch zuweilen etwas eigensinniges Kind. In gesunden Tagen mußte der kleine Alfonso stets zu derselben frühen Stunde aufstehen und sofort ein kaltes Bad nehmen. Gegen das Baden aber zeigte der kleine König oft dieselbe Abneigung, die ja auch andern Kindern gegen die Berührung mit allzu kaltem Wasser innezuwohnen pflegt, und in dieser Abneigung kam der unbändige Hang, der in dem Kleinen steckt, oft ziemlich rebellisch zum Ausdruck. Eines Morgens weigerte sich Alfons XIII. wieder, sein Bad zu nehmen, und wollte das Bett nicht verlassen. Als der Mutter davon Meldung gemacht worden, sagte sie sanft, aber fest: „Du mußt baden, Bubi!" Der kleine Alfons antwortete nicht, aber er rührte sich nicht in seinem Bettchen. „Wir werden ja sehen," fuhr die Königin fort, „wirst Du auch nicht baden, wenn ich es Dir befehle?" Wieder keine Antwort. „Gut, ich will Dir nicht befehlen, aber ich gehe jetzt in mein Zimmer, um zu weinen über Deinen Ungehorsam!" Sofort sprang das Kind aus dem Bette und rief: „Nein, nicht gehen, nicht weinen, Mammita!" — und ließ sich gehorsam in's Bad führen.

Einmal war dem kleinen König bei einer Spazierfahrt unter den vielen Straßenkindern, die seinem Wagen beständig nachzulaufen pflegten, ein kleines lahmes Mädchen aufgefallen, das dem Wagen nicht so rasch, wie die anderen, zu folgen vermochte. Sofort wandte er sich an seine neben ihm sitzende Gouvernante, Sennora Tacon, und machte sie auf das arme Kind aufmerksam. Sennora Tacon ließ den Wagen alsbald halten, rief die kleine Lahme heran und schenkte ihr etwas. Als der König bald darauf mit seiner Mutter beim Frühstück saß, hatte er des kleinen lahmen Mädchens immer noch nicht vergessen und fragte plötzlich: „Ob die kleine Lahme (cojita) jetzt auch frühstückt, Mama?" „Gewiß, mein Kind, aber jedenfalls nicht so gut wie Du, mein Kind. Die armen Kinder essen nur Brot zum Frühstück," antwortete die Königin. Ein Weilchen dachte der König nach. „Weißt Du, Mama, ich will der Cojita etwas mitbringen, etwas Süßes, wie das da," dabei zeigte er auf eine Schüssel mit Confect. „Aber ich darf ja nicht so befehlen, wie Du, Mama." Die Königin sagte darauf: „In diesem Falle will ich Dir erlauben, gerade so zu befehlen, wie ich es thue." Der König blieb still, aber als er Nachmittags mit seiner Gouvernante einen Spaziergang machen sollte, rief er streng: „Vergiß auch nicht das Süße. Das sollst Du mitnehmen für die Cojita!"

Die Geschichte eines Wechsels.

Bei einem Wiener Bankinstitut wurde vor einigen Tagen von einer Dame ein Wechsel auf den Betrag von 250,000 Francs präsentirt, für richtig befunden und ausbezahlt. Ueber die Vorgeschichte dieses Viertel-Millionen-Checks erzählt das Neue Wiener Tageblatt folgende Geschichte: Ein junger, minderjähriger Mann, Träger eines glänzenden Namens, erbte von seiner Großmutter fünfzehn Millionen Francs, welche sein Vater verwalten sollte, während der junge Erbe selbst bis zu seiner Großjährigkeit jährlich 200,000 Francs zu verleben haben wollte. Bald traten die Gefahren und Lockungen des glänzenden Paris, wo sich die Familie zur Zeit aufhielt, in ihren gleißnerischesten Formen an den jungen Millionenerben heran. Eine schöne, goldhaarige Engländerin, welche den pariser Mondains die Köpfe verdrehte, warf ihre Netze nach dem jungen Cavalier aus, der sich rasch genug in denselben fing und lustig genug darinnen zappelte. Der junge Mann gab ziemlich viel Geld aus und seine Familie fand es für gerathen, einen jähen Abbruch der Beziehungen zwischen ihm und der Engländerin herbeizuführen, und zu veranlassen, daß man ihn zur Abdienung seines Freiwilligenjahres in eine entfernte Garnison schickte. Aber das ging nicht so leicht von Statten, als man geglaubt hatte. Weiß der liebe Himmel, wie die Engländerin es anstellte — Thatsache ist: daß sie von ihrem Ritter Wechsel, auf die Kleinigkeit von fünf Millionen Francs lautend, als „Abfindungssumme" erhielt.

Die schöne Miß hatte es nun sehr eilig, ihren Schatz zu Geld zu machen, und versprach einer in Paris wohnenden österreichischen Dame eine Viertel Million Francs, wenn es ihr gelänge, die Wechsel escomptiren zu lassen. Da die pariser Wucherer aber von dem „Geschäft" nichts wissen wollten, reiste die Agentin sofort nach London, gründete mit Hilfe dortiger Wucherer eine Art Syndikat, welches die Summe von fünf Millionen aufbrachte und zwei Delegirte nach Paris entsandte, um die Sache zu prüfen. Die klugen Engländer prüften aber zu gewissenhaft, die Familie erhielt Wind davon und setzte sich mit der Polizei in Verbindung, welcher es auch bald gelang, die Spuren der Affaire bis auf ihre Entstehung zurück bloszulegen. Zuerst wurde man der Agentin habhaft und bot ihr fünfzigtausend Francs, wenn sie das Geschäft zum Scheitern bringe. Die schlaue Dame hatte für dieses Angebot jedoch nur ein Lächeln, sie berief sich auf ihren Schein und begehrte die Auszahlung der vollen Provision von 250,000 Francs, „zahlbar in Wien", wie sie ausdrücklich bemerkte. Der Vater des Cavaliers mußte sich schließlich zu diesem Ausgleich verstehen, die englischen Wucherer reisten unverrichteter Sache nach London zurück, der junge Mann wurde unter Curatel gestellt, die schöne Engländerin reiste nach Monaco und die pfiffige Agentin nach Wien, um hier das Geld zu erheben. Sie war in der That die Einzige, der das „Geschäft" gelang.

Gegen den Duell-Unfug.

Im „Reichsfreund" lesen wir:

Gerade vor einem Jahre haben wir in zwei Nummern des „Reichsfreunds" in Anlaß eines vorgekommenen Falls die Frage erörtert, wie dem Duell-Unfug zu steuern sei. Wir kamen zu dem Ergebniß, in Deutschland sei das Duell bei den Officieren durch ähnliche Kriegsartikel auszurotten wie 1845 in England. Dort wurde auf Anlaß des Prinzen Albert den Kriegsartikeln ein Zusatz gegeben,

daß es eines Ehrenmannes sei, sich bei Beleidigungen zu entschuldigen und bereit zu erklären, begangenes Unrecht wieder gut zu machen,

daß anderseits aber dem gekränkten Theil gezieme, für das ihm widererfahrene Unrecht offen und herzlich Erklärung und Entschuldigung anzunehmen.

Dieser Zusatz in den Kriegsartikeln, neben welchem die Duellstrafen fortbestanden, machte das Offiziers-Duell unmöglich und damit verschwand auch das Duell in allen andern Kreisen.

In Deutschland nimmt das Duell in der That von Jahr zu Jahr überhand — es beginnt schon in der sogenannten „guten Gesellschaft" sich Dank dem „Reserveofficiers-Ton", derart einzubürgern, daß sich zuweilen Staatsanwälte, Richter, Rechtsanwälte schon Forderungen zum Duell senden, wenn sie amtlich aneinder gerathen.

Wir kommen darauf zurück: rotte man es bei den Officieren aus — und es wird schnell, selbst bei den Studenten, verschwinden, bei denen für die Herren Eltern nachgerade das Leben in den Waffenverbindungen zu kostspielig wird.

Wie vor bald 200 Jahren die Hohenzollern das Duell auszurotten verstanden, beweist ein uns vorliegendes Duellmandat König Friedrich Wilhelms I. vom 28. Juni 1713 in Erneuerung eines unter dem 6. Juni 1688 ergangenen. Der Eingang dieses Duellmandats lautet:

Nachdem der große und mannigfaltige Schaden der Duelle bemerkt worden, wird Folgendes festgesetzt:

Art. 1. Jeder muß dem Andern die gebührende Achtung erweisen und ihn nicht vorsätzlich beleidigen.

Art. 2. Wer beleidigt zu sein glaubt, darf sich nicht eigenmächtig rächen.

Art. 3. Doch steht es Jedem frei, sich zu wehren, wenn er angegriffen wird.

Art. 4. Kein Kriegs- oder Civilbedienter und kein Student 2c. soll Jemand herausfordern oder eine Forderung annehmen, sondern bei der gehörigen Obrigkeit Beistand und Genugthuung suchen.

Die folgenden Artikel enthalten sehr schwere Strafandrohungen:

Wer Jemand herausfordert, — und es findet ein Duell statt, wird abgesetzt und muß Geldstrafe an milde Stiftungen zahlen und drei Jahre sitzen. Hat er kein Amt, so verliert er drei Jahre die Hälfte seiner Einkünfte. Hat er kein Vermögen, so muß er sechs Jahre Festungsarbeit thun. Dabei erhält er niemals Genugthuung, sondern muß den Schimpf ewig tragen.

Der Geforderte darf sich nicht stellen, sondern muß Anzeige machen. Annahme der Forderung wird wie diese bestraft u. s. w.

Duellanten werden mit 8 bis 10 Jahr Festung, die ersten beiden Jahre zu Wasser und Brod, Amtsentsetzung und Entziehung der Einkünfte auf jene Zeit bestraft. Wer im Duell todt bleibt, wird vom Schinder eingescharrt, wenn er von Adel war, sonst zur Warnung aufgehängt. Der adelige Mörder wird mit dem Schwerte hingerichtet, der nicht adelige an den Galgen gehängt.

Bei flüchtigen Duellanten werden die Güter eingezogen und ihr Name an den Galgen geschlagen. Kartellträger werden wie Herausforderer bestraft.

Besonders interessante Artikel folgen noch wegen der Herren Studiosi, ferner über die Form der Abbitte und über die Strafe der Prügeleien. Die trunksüchtigen Raufbolde kommen etwas besser fort, wenn sie sich nicht etwa vorsätzlich betrunken haben. Die letzten beiden Artikel endlich lauten:

Art. 15. Dieses Edikt ist Jedermann durch öffentliche Anschläge bekannt zu machen.

Art. 16. Wir versprechen bei unserem königlichen Wort, daß wir die Strafen genau vollstrecken lassen und Niemandem durch die Finger sehen, noch Gnade und Pardon ertheilen wollen, der dagegen handelt. Daher soll Niemand in solchen Fällen eine Fürbitte einlegen.... Auch gegen die, welche über dieses Edikt Glossen machen und schief urtheilen, soll streng verfahren werden.

Da uns Friedrich Wilhelm verboten hat, Glossen zu machen, wollen wir uns auch deren enthalten. Aber geholfen hat das Edikt, die Duelle kamen erst später wieder auf. (Berl. Volksztg.)

— Der Zeitmesser unserer Moral muß dann und wann nach der Normaluhr gerichtet werden.